



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Bilder von der Röder und der Pulsnitz : 3. Zabeltitz :
(die Grafen Wackerbarth; Maria Antonia Walpurgis; Prinz Xaver)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der modernen Malerei" (Heidelberg, Winter). Eine Kapitelüberschrift heißt: Über den Inhalt in der Kunst, und das ganze Buch schließt mit dem Satz: Das Wichtigste im Kunstwerke ist der Inhalt. Er findet also mit Recht, daß ohne ein bestimmtes Maß von Wissen der Genuß eines Kunstwerks unmöglich ist, und erklärt seinen Zuhörern die Bilder nach ihren Gegenständen in gemeinverständlicher Weise, ohne dabei das Künstlerische zu vernachlässigen, sodaß auch für die, die diese Bilder nicht gesehen haben, die Lektüre seines Buches von einigem Nutzen sein wird. Seine Grundsätze sind gesund und vernünftig, deswegen und weil sie ohne Anspruch vorgetragen sind, beschränken wir unsere Kritik auf die Bemerkung, daß er seinem Publikum auch sehr viel Selbstverständliches in unnötiger Breite bringt, so zum Beispiel, daß Anton von Werner die Gemütsregungen, die er auf einem Kriegsbilde darstellt, im Augenblick des Schaffens selbst empfunden oder wenigstens mitempfunden haben müsse, oder daß schon Aristoteles die Verbindung des Ethischen mit dem Ästhetischen von der Kunst gefordert habe, oder daß das Zabeltier auf Böcklins „Schweigen im Walde“ nach seiner eignen Überzeugung keine Allegorie sei, oder daß Segantinis Triptychon „Werden, Sein und Vergehen“ die drei Phasen darstelle, in denen sich jede Existenz in der Natur sowohl wie bei dem Menschen abspiele. Geradezu unerlaubt ist eine Trivialität wie diese: „Daher ist der Eindruck, den wir aus Werken von Leys gewinnen, jener (!), den die Worte Schillers trefflich bezeichnen: Und wie er räuspert“ (folgt das ganze abgegriffene Zitat). Verkehrt und den Tatsachen der Kunstgeschichte zuwider ist es, wenn er die alttestamentlichen Geschichten für ungeeignete Gegenstände der Malerei erklärt, weil sie für uns weder als religiöse noch als geschichtliche Darstellungen gelten könnten, oder wenn er dekretiert, eine Anbetung der Könige dürfe nur im Kostüm ihrer oder unsrer, aber nicht einer dazwischen liegenden Zeit gegeben werden. Komisch ist auch die „Hochzeit zu Kanaan.“ Unnötige Gelehrsamkeit führt leicht zu Entgleisungen: die Statuen der Tyrannenmörder in Athen waren nicht auf der Akropolis aufgestellt, die auch keineswegs der „Schauplatz ihrer befreienden Tat“ gewesen ist, was in frühern Zeiten ein guter Primaner aus einem bekannten Kapitel seines Thukydides zu wissen pflegte.

(Schluß folgt)



Bilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt in Meissen

3. Zabeltitz

(Die Grafen Wackerbarth; Maria Antonia Walpurgis; Prinz Xaver)



er durch den bekannten Saal des Johanneums in Dresden wandert, wo die verhältnismäßig dürftigen Reste der Glanzzeit Augusts des Starken untergebracht sind, dem wird eine mit großen Steinen besetzte Aufzäumung eines Reitpferdes nicht entgehen, an der die Bezeichnung angebracht ist: Zabeltiger Kiesel.

Dieser Begriff mutet uns an wie ein Klang aus einer verjunktten Welt. Denn seitdem die reichen Diamantfelder und Edelsteingruben Afrikas und Australiens ihre in allen Farben des Regenbogens strahlenden

Schätze spenden, fällt es niemand mehr ein, Zabeltizer Kiesel zu schleifen. Aber im achtzehnten Jahrhundert, wo die echten Edelsteine noch viel wertvoller waren, und unter dem Einflusse des Kokologeschmacks auch der Bedarf, namentlich an großen Stücken, unendlich viel größer war als heute, spielten auch die inländischen Steine und die bunten Glasflüsse bei der Herstellung prunkenden Geschmeides eine große Rolle. Die Zabeltizer Kiesel insbesondre, auch „sächsische Diamanten“ genannt, waren berühmt, „weil sie ein so schönes Wasser haben“; ihre Fundstelle war nicht eigentlich im Dorfe Zabeltiz, sondern in den Kiesgruben der Strogaer Flur, an denen der von der Großenhain-Elsterwerdaer Straße links abzweigende Weg nach Zabeltiz vorüberführt. Dieser Weg erweitert sich bei den ersten Häusern des Dorfes auf dem Raume des ehemaligen Dorfangers zu stattlicher Breite und leitet uns westwärts an der weißgetünchten Kirche vorüber gerade auf eine große Mühle zu: links von ihr unter den hohen Wipfeln uralter Bäume liegt das Schloß, das Ziel unsrer Wandrung. Wir treten durch das Tor in den großen, wohlgepflegten Hof und sehen zunächst rechts einen anmutigen Bau aus dem achtzehnten Jahrhundert, das sogenannte Gartenschloß, vor dessen gefällig gegliederter Front die tiefen braunen Wasser der Röder, mehrfach überbrückt, eilig dahinfluten; etwas weiterhin aber liegt zur Linken des Weges ein sehr ansehnlicher älterer Schloßbau aus dem sechzehnten Jahrhundert: gewaltige Renaissancegiebel an den Schmalseiten und je drei solcher Giebel an den Langseiten des Hauses zeugen von der Wohlhabenheit seines Erbauers, der hohe runde Turm, der dem mittelften Giebel der Langseite vorgebaut ist, deutet auf den ehemaligen Zweck der ganzen Anlage als einer festen Wasserburg in der Röderniederung. Eine lateinische Inschrift des Turmes erzählt uns von der Erneuerung des Schlosses und dem Leben des jetzigen Besitzers, des Kammerherrn von Frege-Welzien.

Hier stehen wir auf einem durch seine geschichtlichen Erinnerungen überaus interessanten Boden. Zwar die ältere Geschichte von Zabeltiz zeigt nur die in dieser Gegend typischen Verhältnisse: im Jahre 1207 erscheint in einer Urkunde der erste deutsche Herr des ursprünglich slawischen Dorfes Zabeltiz, im vierzehnten Jahrhundert gehört es den Köckeritz, gegen Ende des Jahrhunderts (1397) geht es an einen Zweig der großen Familie Pflug über, als dessen letzter Sproß Nickel Pflug 1580 gestorben und in der von ihm erbauten Kirche begraben ist. Danach kommt Zabeltiz durch Kauf in den Besitz der Kurfürsten, und seitdem ist es bald enger bald loser mit den Schicksalen des sächsischen kurfürstlichen Hauses verknüpft geblieben.

Der volle Reiz des schönen Besitzes entfaltet sich erst, wenn man über eine der hölzernen Brücken in den rechts vom Schlosse liegenden Park hinübergeht. Dahin öffnet sich auch die geräumige Terrasse des Gartenschlosses. Dieser Park wurde einst sehr bewundert — im Jahre 1766 hat ihn z. B. Kaiser Joseph der Zweite besucht —, und auch jetzt noch ist er, namentlich unter dem Eindrucke der regungslosen Stille, die ihn umgibt, geeignet, etwas von der Stimmung der letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts im Menschen zu erwecken. Ich sah ihn zu der Zeit, wo sich in jeder Sekunde eins der goldgelben Lindenblätter vom Zweige löste und lautlos zu den unzähligen herabsank, die die feuchte Erde bedeckten. Lange stand ich allein auf der Terrasse des Gartenschlosses und sah das reiche Leben, das einst hier geblüht hatte, in flüchtigen Bildern, den fallenden Blättern gleich, an mir vorbeihuschen. Da reitet der schwerfällige, eigensinnige Johann Georg der Erste in der schlichten Haartucht des Dreißigjährigen Krieges neben dem glänzenden Johann Georg dem Zweiten und dem starkwilligen Johann Georg dem Dritten, dem sächsischen Mars, deren Allongeperücken schon majestätischer auf den sammetnen Jagdrock herabfallen — sie alle haben oft, nachdem sie im Schradenwalde Sauen und Hirsche gehegt, hier gecastet und sichs im ältern Bau der

Röckeritz und Pflug wohl genügen lassen; aber unter August dem Starken, der Zabeltitz 1717 von seiner Mutter, der dänischen Anna Sophie, ererbte, kam das neuomodischere Gartenschloß hinzu, das überdies eine für seinen Erbauer auffallende Einfachheit zeigt: er schenkte 1728 den ganzen Besitz seinem Generalissimus, dem Grafen August Christoph von Wackerbarth, der, obwohl ihn der anonyme Verfasser des „Lebens und Charakters Brühls“ (I, S. 36) zu denen rechnet, die sich unter August dem Starken auf Kosten des Landes bereichert haben, doch zu den tüchtigern Männern dieses Hofes gehört.

Wackerbarth war im Jahre 1662 im Lauenburgischen geboren; er kam unter Johann Georg dem Dritten an den sächsischen Hof und bildete sich in den Feldzügen des Kurfürsten sowie durch Reisen zum Festungsingenieur und zu einem bedeutenden Kenner des Geschützwesens aus. Unter August dem Starken war er fast ohne Unterbrechung im Nordischen und im Spanischen Erbfolgekriege als General tätig, und wenn er auch im offenen Felde keine auffallenden Erfolge davon trug, so galt er doch als ein so tüchtiger Taktiker und Organisator, daß ihm Max Zäuns in seiner „Geschichte der Kriegswissenschaften“ (II, 1696) einen Platz gönnt. Nebenher wurde er auch als Staatsmann verwandt und galt als ein Meister des feinen Geschmacks: er hat den berühmten Park von Groß-Siedlitz angelegt; Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen war 1728 sein Gast im Dresdner Zeughaufe, das gerade während dieser Zeit mit allen den von Wackerbarth gesammelten Zeichnungen, Bauplänen und Kunstschätzen ein Raub der Flammen wurde. Dieser Mann brachte neues Leben in den stillen Edelsitz an der Röder. Mit ihm erschien ein Stab von Tapezierern und Malern, Wasserbaumeistern und Gartenkünstlern aus der Schule von Le Nôtre — und bald war ein Versailles im kleinen erschaffen. Auf den Grafen Wackerbarth muß man wohl die Anlegung der wundervollen Wasserbecken und Seen zurückführen, die die Rasenflächen des Zabeltitzer Parks noch heute in strenger Regelmäßigkeit unterbrechen, auf ihn wohl auch die Herstellung der Lindenalleen, der verschnittenen Hecken und der Ballspielfläge; aus dieser Zeit stammen wohl auch die Hermen der Diana und des Apollo am untern Ende des großen Wasserbassins, während die etwas massige Pomona und die Brunnengruppe mit den ein Schilfbündel aufrichtenden Knaben eine andre Künstlerindividualität zu verraten scheinen.

Die glänzendste Versammlung von Fürsten und Herren sah Zabeltitz im Sommer 1730, als in dieser Gegend das große „Campement von Zeithain“ abgehalten wurde, das Graf Wackerbarth, der damals zum Generalfeldmarschall ernannt worden war, kommandierte. Vier Jahre später, nachdem er seine letzte Kraft daran gesetzt hatte, die polnische Krone seines neuen Herrn, Friedrich Augusts des Zweiten, mit den Waffen zu verteidigen, starb er in Dresden (14. August 1734), doch wurde er in der Kirche zu Zabeltitz bestattet.

Zabeltitz erbte nun sein Stief- und Adoptivsohn Joseph Anton Gabaleone Graf Wackerbarth-Salmour, der Sohn des piemontesischen Grafen Salmour und seiner Gattin Katharina aus dem edeln Geschlecht der Balbiano. Das Leben dieser schönen und bedeutenden Frau ist ein spannender Roman. Geboren im Jahre 1670, früh vermählt, Mutter von drei Kindern, wurde sie schon 1690 im Alter von zwanzig Jahren Witwe, da der Graf Salmour bei der Belagerung von Cuneo fiel. Im Jahre 1694 lernte sie den Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg-Schwedt, einen Sohn des Großen Kurfürsten, den Bruder Friedrichs des Dritten, in Turin kennen, der alsbald in heißer Liebe zu ihr entbrannte. Am 29. Mai 1695 schloß er mit ihr, allerdings ohne Genehmigung seines kurfürstlichen Stiefbruders, aber unter Assistenz eines Geistlichen auf einem Lustschlosse bei Turin die Ehe. Diese Ehe war nach den Gesetzen der katholischen Kirche unanfechtbar. Aber das Gefolge des Prinzen veranlaßte den Herzog von Savoyen, den militärischen Vorgesetzten

des Prinzen, dagegen einzuschreiten. Und so wurde die Ehe nach dreitägiger Dauer gewaltsam getrennt, und die Gräfin, obwohl sich der Prinz mit dem Degen widersetzte, in ein Kloster gebracht. Am 23. Juli 1695 starb der Prinz an einem heftigen Fieber, in das er infolge des Klimas und der Gemütsaufregung verfallen war — seine Witwe erhielt die Freiheit. Von da an hat sie nicht aufgehört, für ihre Frauenehre, das heißt für die Anerkennung ihrer Ehe mit dem Markgrafen von Brandenburg zu kämpfen. Ein Urteil des Papstes erkannte sie als Markgräfin von Brandenburg an, aber nicht der brandenburgische Hof. Schließlich kam sie nach Wien und reichte dort des langen Kampfes müde dem sächsischen Gesandten, dem Grafen Wackerbarth, ihre Hand zum dritten, glücklichen Ehebunde. Sie hatte auf ihren Sohn Joseph Anton Gabaleone, Grafen Wackerbarth-Salmour reiche Gaben des Körpers und des Geistes vererbt. Mit ihm trat ein Glied des durch seine Tüchtigkeit im Staats- und Kriegsdienst berühmten piemontesischen Adels in den kur-sächsischen Dienst: er gehörte hier zu dem kleinen Kreise von Männern, die an einer Vertiefung und Veredlung des fürstlichen Pflichtbewußtseins, an der Reform der Staatsverwaltung im Sinne des humanen Absolutismus gearbeitet haben.

Das Jahr, wo sich die Wiedergeburt der sächsischen Staatsverwaltung vollzieht, ist 1763: das Jahr des Hubertusburger Friedens, des Todes Friedrich Augusts des Zweiten und Brühls, das Jahr der Regierung Friedrich Christians und seiner edeln Gemahlin Maria Antonia Walpurgis, das Jahr der beginnenden ehrlichen Aussöhnung mit Preußen.

Graf Wackerbarth-Salmour hat dieses Jahr nicht mehr erlebt, aber er hat es mit allen Kräften einer großen Seele und eines unabhängigen Geistes in jahrzehntelanger Minierarbeit gegen Brühl und Genossen vorbereitet. Das neue Sachsen ist zu einem gewissen Teil sein Werk, und es ziemt sich wohl, das Andenken des fast vergessenen Mannes einigermaßen zu erneuern, zumal da die vor einem Jahrzehnt erschienenen Bände der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges auch zur Wiederherstellung seines Bildes einige Züge beisteuern.

Das Jahr der Geburt des Grafen Wackerbarth-Salmour konnte ich noch nicht feststellen; es kann nicht nach 1690 fallen, da, wie oben erwähnt worden ist, in diesem Jahre sein Vater starb. Im Jahre 1712 erscheint er schon als sächsischer Kammerherr, 1723/28 als Geschäftsträger am bayerischen Hofe, 1730 als Gesandter in Wien, dann beim Papste in Rom; 1731 wird er Wirklicher Geheimrat, 1733 Kabinettsminister, 1738 und 1739 begleitete er den Kurprinzen Friedrich Christian auf seiner „Kavalieretur“ durch Italien. Wenn wir nun trotzdem hören, daß Wackerbarth als Kabinettsminister am 14. September 1740 mit vollem Gehalt und Titel entlassen wurde, so kann man das nur so verstehen, daß Brühl, der 1738 den ersten Günstling Friedrich Augusts des Zweiten, den Grafen Sulkowsky gestürzt hatte, nunmehr dem klugen Piemontesen, der ihm zu tief in die Karten schaute, dasselbe Schicksal bereitete. Graf Wackerbarth-Salmour zog sich damals als geschwornener Gegner Brühls auf seine schöne Besitzung Zabeltitz zurück, deren landschaftlichen Reiz und heilsame Stille ein so feiner Geist vollkommen zu würdigen verstand. Aber mit dem Hofe, insbesondere mit dem Kurprinzen und seinen Brüdern blieb er doch in Verbindung. Einen Beweis dafür habe ich unter den interessanten Kleinigkeiten gefunden, die die von Ferdinand von Reiboldt 1858 der Afranischen Bibliothek geschenkte Büchersammlung in mehreren Miscellanbänden bietet: ein in altertümliches Buntpapier geheftetes handschriftliches lateinisches Gedicht des Johann Christophorus Blumröder, Pfarrers von Peritz und Wülknitz, in praefectura Wackerbarthiana Zabeltitzensi, mit dem er am 6. August 1743 den Kurprinzen Friedrich Christian und seine Brüder nebst hohem Ge-

folge und den Schloßherrn Grafen Wackerbarth bei ihrer Ankunft in Zabeltitz begrüßt: Goldstrahlende Rähne haben die hohen Herrschaften nach Zabeltitz gebracht; des soll sich der wachstumspendende, fischreiche, liebliche Fluß freuen; und er soll sie einladen mit sanftem Murmeln; die grünen Eichen und der im Laubschmuck schattige Hain sollen die erlauchten Gäste mit leisem Säuseln und Rauschen begrüßen, ebenso die honigspendenden Linden, sowie der im Glanze der Blumen strahlende Schloßgarten, und die ganze Bevölkerung des Rödertals soll ihnen zulauschen.

Auch auf einer 1745 unternommenen Reise nach Nürnberg war Wackerbarth der Begleiter der Prinzen Friedrich Christian, Xaver und Karl. Ein größerer Wirkungskreis öffnete sich dem Grafen, als er am 19. April 1747 zum „Direktor der prinziplichen Hofversorgungs-kasse“ und am 11. August zum Oberhofmeister Friedrich Christians ernannt wurde, nachdem dieser am 13. Juni 1747 seine Vermählung mit Maria Antonia Walpurgis von Bayern vollzogen hatte. Brühl erhob keinen Einspruch gegen diese Ernennung, weil er Wackerbarth in dieser Stellung, die mit der Regierung selbst nichts zu tun hatte, für verhältnismäßig ungefährlich ansah. Wackerbarth reiste seiner neuen Herrin bis Chemnitz entgegen und geleitete sie von da aus nach Dresden, wo sie am 20. Juni ihren Einzug hielt. Schnell entstand zwischen dem gereiften Manne und der jungen Fürstin eine edle Freundschaft. Mit Maria Antonia zog ein neuer Geist in die Gemächer des kurprinzlichen Palastes ein: der Geist süddeutscher Lebenslust und Vertraulichkeit. Sie hatte eine sonnige Jugend hinter sich, in die trotz der vorübergehenden Bedrängnis Bayerns im österreichischen Erbfolgekriege der Glanz blumiger Almen und der traulichen Wasserpiegel Nymphenburgs geleuchtet hatten. Ihre Bildung war, obwohl wir sogar von lateinischen Briefen hören, die sie als Kind geschrieben hat, weder tief noch gründlich; aber sie war geweckten Geistes und hat zeit lebens nicht aufgehört zu lernen. Noch in ihren höhern Jahren las sie gern lateinische Dichter, besonders den Horaz. Als echte Bayerin hatte sie eine ausgesprochne Vorliebe für Musik; sie spielte die Laute und das Klavier meisterhaft, sie hat sich später, als Schülerin Haffes, auch in Kompositionen versucht; vor allem aber entzückte sie durch seelenvollen, reinen Gesang auch die Kenner. Friedrich der Große hatte von ihren musikalischen Leistungen eine hohe Meinung; als sie ihn, nachdem längst die Tage ihres Glanzes vorüber waren, im Oktober 1769 in Potsdam besuchte, mußte sie ihm mehrmals vorsingen, eine Aufmerksamkeit, die er mit Flötenspiel erwiderte, und schon im Jahre 1763 schrieb er ihr: *Le soir, Madame, en entendant chanter les airs de vos opéras, je me dis en moi-même: Cette femme rare fait non seulement le plaisir de ceux, qui l'écoutent, mais encore le bonheur de ceux qu'elle gouverne.*

Maria Antonia war nicht schön; aus ihrem von Canaletto gestochnen Selbstbildnis sprechen derbe Züge und ein etwas großer Mund zu uns; doch imponiert die hohe heitere Stirn und das kluge Auge. Sie selbst kannte die Mängel ihres Gesichts: als im Herbst 1746 ihr Bild an den Bräutigam geschickt wurde, schrieb sie ihm: *ne Vous attendez pas a me voir si bien que je suis peinte, car je suis extraordinairement flattée, und ein andermal: Je suis beaucoup plus brune, j'ai le nez rouge et quantité de boutons, je ne devrais pas dire tout ceci de crainte de Vous degouter de moi, mais je ne veux point Vous tromper et comme je ne suis pas belle, je me flatte que Vous ne ferez point attention a ma figure mais a mon façon de penser.*

Diese Sprache ist um so rührender, als es eigentlich der Kurprinz war, der über seine körperlichen Verhältnisse Konfessionen zu machen hatte: er war bei sonst normaler Beschaffenheit des Körpers und des Geistes von Jugend auf an den Füßen gelähmt, sodaß er ohne fremde Unterstützung nicht gut gehn konnte. Um so mehr ergriff ihn ihre entgegenkommende und auch dann in

der Ehe sich immer gleich bleibende Liebe und Zärtlichkeit: wenn sie ihm während des Brautstandes an manchem Tage drei Briefe schrieb, so brachte er es bis auf zehn. Maria Antonia hatte noch vor ihrer Verlobung in München einen Freundschaftsorden de la compagnie des Incas ou de l'ordre de l'Amitié gestiftet, zu dem außer ihr selbst ihre Geschwister Maximilian Joseph, Maria Anna, ferner ihr Vetter, der Herzog de Paula und Fürst Joseph Ernst von Fürstenberg gehörten. Der erste Paragraph der noch erhaltenen Statuten verkündet als Zweck des Ordens die Pflege „der zärtlichsten Freundschaft, aber nichts darüber hinaus“; die Stifterin selbst führte den bezeichnenden Namen: sans quartier. Dieses harmlose Spiel wurde in Dresden fortgesetzt, indem nun auch der Kurprinz aufgenommen wurde; als Vizetanzler erscheint l'incorruptible Freiherr von Mercklin, wohl ein Pseudonym für den unbeflecklichen Sittenrichter des Dresdner Kreises, den Oberhofmeister Grafen Wackerbarth-Salmour. Innige Liebe zu dem Gatten, Wahrheit der Empfindung und Natürlichkeit sprechen auch aus den kleinen Briefen, mit denen sich Maria Antonia über manche kurze Abwesenheit des Geliebten tröstete; sie unterschreibt sich: *Votre fidelle femme et tendre Coquine M. A. sans quartier pour tout autre que pour Vous*, und ein andermal: *adieu, je suis jusqu'au tombau Votre fidelle et tres contente feme und ungezogner Fraz M. A. sans Quartier pour tout le monde* als vor meinem Kochani stari (polnisch: „mein liebes Alterchen“) nicht. Mit Kopfschütteln werden der Jesuitenpater Guarini, der Beichtvater der Königin Maria Josepha, und Brühl von dieser zwischen einem fürstlichen Ehepaare ganz ungewohnten Tonart des Verkehrs gehört haben; aber auch den Geschwistern des Kurprinzen erschien die neue Weise seltsam, und sie betrachteten die neue Schwägerin mit Mißtrauen. Nur der weitschauende und ganz unbefangene Prinz Albert von Sachsen-Teschen wird ihr in seinen Memoiren gerecht; er sagt von seinem ältern Bruder Friedrich Christian: „Er hatte eine Zärtlichkeit und Achtung für seine Frau, die bis zur Anbetung ging, und die ihn für ihre Schwächen fast gänzlich blind machte. Doch muß ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, solange ihr Gatte lebte, trotz ihrer Schwächen das standesgemäße Betragen und das passende Maß zu beobachten verstand, und daß sie es ihm gegenüber nie an Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten fehlen ließ, die ihm seine außergewöhnliche Zuneigung vergalten.“ Maria Antonias hellem Verstande und ebenso ihrem von dem Protestanten Gertner vortrefflich erzogenen Gatten konnten die tiefen Schäden des Brühlschen Regiments nicht verborgen bleiben, zumal unter dem aufklärenden Raisonnement Wackerbarths, aber zunächst gebot es die Klugheit, sich mit dem allmächtigen Premierminister gut zu stellen; und so zeigen denn nicht nur die Briefe der Kurprinzessin, sondern auch die ihres Oberhofmeisters an Brühl in den ersten Jahren der jungen Ehe einen fast vertraulichen Ton, der aber sicherlich nicht ganz echt war. Die so massenhaft gewechselten Briefe der Vornehmen dieser Zeit machen überhaupt den Eindruck, als seien sie vorzugsweise dazu bestimmt gewesen, die wahren Gedanken der Brieffschreiber zu verhüllen.

Auch Maria Antonia hat sich an der sanften Schönheit von Zabeltitz erquickt; es gemahnte sie wohl an das heimatische Nymphenburg. Besonders im August 1750, als sie ihrer ersten Niederkunft entgegen sah, hat sie dort mehrere Wochen die Gastfreundschaft des Grafen Wackerbarth genossen. Sie schreibt am 21. August 1750 an Brühl: *Nous avons les princesses icy qui sont charmé de prendre un peu l'air. Je suis enchanté de leurs donner ce petit divertissement. Le Comte de Wackerbart nous donne les plus jolies faites [fêtes] du monde. Nous avons eu hier nachtschüssen, feu d'artifice et comedie alemande* aber nichts ungezogenes, und am 28. August fügt sie hinzu: *je me porte grace à dieu à merveille et le mouvement du carosse*

ne m'a pas fait le moindre mal; je suis seulement fachez [fachée] que le jour de mon prince nous oblige à rentrer en ville mardi prochain, car l'air de la campagne m'a fait un bien infini. Am 23. Dezember 1750 wurde dem kurprinzlichen Paare das erste Kind, der spätere Kurfürst und König Friedrich August der Gerechte, geboren. Einen Begriff ihres reinen Mutterglücks geben namentlich die in den folgenden Wochen und Monaten mit ihrer eignen Mutter, der verwitweten Kaiserin Maria Amalia, gewechselten Briefe. Diese bewundert die Tochter wegen der Genauigkeit, mit der sie alle Vorschriften des Wochenbetts einhält; sie selbst (die Kaiserin) habe es weniger streng gehabt; ihre alte Oberhofmeisterin habe sie gleich den ersten Tag „eine aufgeschniedelte Suppen und alle Tag Trunk Banadl (Tunk-Banadl?) essen und nehmen lassen.“ Die Großmutter ist entzückt von dem „liebsten Mauserl,“ von dem „lieben kleinen Fritzl“ und tadelt die Tochter, daß sie ihm bei stürmischen Liebkosungen wehtut oder gar durch das damals auch bei den fürstlichen Damen beliebte Tabakschnupfen Unbehagen verursacht. Sie schreibt: „Es ist mir ganz recht, meine liebste Tochter, daß Du dein liebes Kind so herzlich liebst, aber daß wäre zu vill, wenn Du aus Lieb und tendresse wie man es von den Affen sagt, ihm dadurch wehe thätest, wie Du es doch geforchten gehabt, weil Du nicht gemerkt, daß der Tabak die Ursach seines Schreiens gewesen, wird aber auch dieser den lieben Kind in Augen wohl nicht wenig wehe gethan haben . . . ich glaube, daß es nicht nötig, daß ich Dich bitte, hinführo die Nasen und Gesicht, wenn Du ihn Kussen willst, besser in Obacht zu nehmen.“ Zum Danke für solche Sorglichkeit muß das „Fritzl,“ als er kaum ein halbes Jahr alt ist, indem ihm die Mutter das Händchen führt, der Münchner Großmutter einige zärtliche Worte schreiben. Im ganzen hat Maria Antonia ihrem Gemahl fünf Söhne und zwei Töchter geboren; ihrem jüngsten Sohne Maximilian (geboren am 13. April 1759) war es vergönnt, den ruhmreichen Stamm der Wettiner fortzupflanzen; er wurde der Vater der beiden Könige Friedrich Augusts des Zweiten und Johannis.

Dunkel ist uns noch in vielen Stücken das Verhältnis, worin Maria Antonia zu ihrem Schwiegervater stand. Möglicherweise gewann sie zunächst durch ihre Dichtungen und Kompositionen, Dinge, die zu den Liebhabereien des von Brühl in völliger Isolierung gehaltenen Fürsten gehörten, sein Herz. Aber allmählich kam der schwache Mann wohl auf den Gedanken, die geistige Kraft der Schwiegertochter für den Staat nutzbar zu machen; möglicherweise wurde er darin sogar von Brühl bestärkt. Denn mit dem feinen Instinkt des gebornen Intriganten fühlte dieser die ihm von dem „jungen Hofe“ drohende Gefahr sehr wohl und begann Maria Antonia, in der er die fähigste Person des kurprinzlichen Kreises erkannte, durch die ausgesuchtesten Schmeicheleien und die Gewährung eines scheinbaren Einflusses für sich zu gewinnen und dadurch seinen alten Gegner Wackerbarth mazzuzusetzen. Schon 1750 schreibt er der Kurprinzessin, „sie könne auf ihm Holz hacken,“ und seine ebenso intrigante Gattin unterzeichnet sich „als die unterthänigste, gute getreueste Märrin,“ 1754 aber nennt er sie gar seinen très gracieux college premier ministre, und 1758 läßt er aus Warschau an das wichtigste Departement der Regierung, an das Kammerkollegium, die Weisung ergehen, „daß aus der Rentcammer zu Dresden, so lange gegenwärtige Umstände fort dauern — Abwesenheit des Hofes wegen des Krieges —, keine Ausgaben als diejenigen, welche Dero Königl. und Churprinzens auch Königl. und Churprinzessin Königl. Hoheiten Selbst anzuordnen gnädigst gut finden würden führungin zu bestreiten seien.“ Bei der Ausführung dieser Maßregel tritt der Kurprinz, den Brühl le protecteur nennt, zurück, alle Pläne zu Ausgaben und Anleihen, alle andern Maßnahmen, Stellenbesetzungen usw. gehn durch die Hand der Kurprinzessin und werden dann vom Kurprinzen unterschrieben. Sie ist sich dabei

der großen Verantwortlichkeit ihrer Stellung wohl bewußt, denn sie schreibt am 6. Januar 1759 an Wackerbarth: Il sagit de decider a tout moment de choses, qu'on ne decide qu'en tremblant puisque le sort de l'état en depend. Aber in Maria Antonia hatte sich der alte Fuchs Brühl gründlich getäuscht, wenn er meinte, sie auf die Länge der Zeit mit Gewährung einer nur scheinbaren Autorität abspießen zu können. Daß Brühl 1759 ihren Versuch, auch den Grafen Wackerbarth an der Kammerverwaltung zu beteiligen, vereitelte, rief schon große Verstimmung hervor, aber zu Anfang des Jahres 1763 ist Maria Antonia so empört über ihren „Kollegen,“ daß dieser sich nur durch das demütigste Schweifwedeln wieder rehabilitieren zu können glaubt. Er schreibt mit niederträchtiger Heuchelei: „Ihro Hoheit klagen mich meiner Verwegenheit an mit den Worten, daß ich Ihnen eine Naße gegeben und bedrohen mich mit einer weit lebhaftern, wann es noch einmahl geschehe. Es würde allerdings etwas verdämlisches an mir seyn, wenn ich mich biß dahin vergessen, allein ich weiß mich einer solchen Sünde, sowie ich Gottes Reich zu sehen hoffe, auff keine Weise schuldig und würde mich eher lebendig begraben lassen, ehe ich mir einen dergleichen Gedanken in meinem Herzen leiden wollte.“

Als sich das Verhältnis Maria Antonias zu Brühl und damit zum Warschauer Hof in dieser Weise zuspitzte, waren die Tage ihres ungetrübten Glücks längst vorüber. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges hatte im August 1756 die Besetzung Sachsens durch preussische Truppen, die Kapitulation der sächsischen Armee im Oktober, die Übersiedlung des Hofes nach Warschau zur Folge gehabt. Aber das kurprinzliche Paar und — zu ihrer Ehre seis gesagt — auch die Königin Maria Josepha harrten in der vom Feinde besetzten Hauptstadt aus und teilten die Leiden der unglücklichen Bevölkerung.

Im Frühjahr 1757 war Friedrich der Große im höchsten Grade darüber aufgebracht, daß die versuchte Eingliederung der kriegsgefangnen Sachsen in seine Armee mißglückte; sein Zorn entlud sich auch über den kleinen kurprinzlichen Hofstaat. Er wußte, daß Graf Wackerbarth-Salmour dessen Seele war; er sah aber in diesem Manne fälschlich auch den Veranstalter des ihm geleisteten Widerstandes; deshalb erließ er am 8. April 1757 an den General Bornstedt den Befehl, Wackerbarth festnehmen und nach Küstrin transportieren zu lassen. Der so hart Betroffene war damals schon ein Siebziger und lag an Gicht danieder. In liebevoller Sorge um den treuen Beamten und Freund wandte sich die Kurprinzessin flehend an General Keith, und dieser schrieb in der Tat am 9. April in vermittelndem Sinne an den König. Aber der König erwiderte: L'article de Wackerbarth est plus considerable que vous ne le croyez; cet homme est l'âme du conseil de la Saxe. S'il ne peut se transporter actuellement, on pourra toujours le reserrer étroitement; mais je parie que c'est un prétexte. Trotzdem wollte man bei der Ausführung des Befehls schonend zu Werke gehn, aber Wackerbarth fühlte sich durch das Mißtrauen des Königs in seiner Ehre gekränkt und bestand darauf, sofort nach Küstrin transportiert zu werden. Die Verhaftung Wackerbarths erregte bei den europäischen Kabinetten großes Aufsehen. Namentlich die englischen Staatsmänner argwöhnten, Friedrich der Große habe sich Wackerbarths nur versichert, um durch seine Vermittlung mit Sachsen und Österreich Frieden zu schließen. Man wollte sogar die zwischen beiden vereinbarten Bedingungen wissen: Friedrich räumt Böhmen und Sachsen, er leistet Sachsen Schadenersatz und verschafft ihm das kurmainzische Erfurt, er trennt sich von England und behauptet Schlesien; Frankreich übernimmt die Garantie für die Ausführung dieser Artikel. Wenn Wackerbarth wirklich mit diesem Programm etwas zu tun gehabt hat, so muß man das wohl so verstehen, daß Wackerbarth und der kur-

prinzliche Kreis um den Preis der Erwerbung Erfurts Sachsen lieber mit Preußen und dieses mit Frankreich im Bunde gesehen hätten. Aber nach der Eröffnung der Feindseligkeiten konnte doch davon keine Rede mehr sein. Und so schrieb denn Friedrich der Zweite völlig die Wahrheit, wenn er am 17. Mai 1757 an das Departement der auswärtigen Affären folgende Weisung erlies: „Ich habe, glaube Ich, den p. Wackerbarth so lange Ich in Dresden gewesen bin, nicht mit Augen gesehen, und weil Ich ihn vor die Cheville ouvrière („Hauptmacher“) bei der Königin von Polen von allen denen Trames, so in- und außerhalb Sachsen die Zeit des Krieges hindurch gegen Mich gemacht worden, gehalten habe, so habe Ich ihn arretieren und nach Cüstrin in Verwahrung bringen lassen. Das Ministère muß also das zu Hannover völlig desabufieren und dergleichen Infamien hautement dementiren und so qualificiren, wie sie es meritiren.“

Allmählich muß sich der preußische König davon überzeugt haben, daß er sich in Wackerbarths Charakter gründlich geirrt habe, daß dieser, wenn auch keine freundliche, so doch eine gegen Preußen ehrliche Politik vertrat. Am 5. Januar 1758 wurde Wackerbarth freigegeben und kehrte an den kurprinzlichen Hof nach Dresden zurück. Hier steigerten sich die Verlegenheiten auch des kurprinzlichen Paares mit den Kriegsdrangsalen. Für das üble Verhalten der Russen in den preußischen Provinzen rächte sich Friedrich der Zweite durch neue Verweisungen aus Dresden: im November 1758 wurde der Kammerherr Maria Antonias, Graf Salmour, wohl ein Bruder des Oberhofmarschalls, samt seiner Gemahlin trotz aller Fürbitten nach Warschau abgeschoben, auch Graf Wackerbarth-Salmour scheint wieder aus Dresden ausgewiesen worden zu sein, und im Jahre 1759 trat die grobe Not an die kurprinzliche Familie heran. Die letzten Diamanten der Prinzessin waren verpfändet, und da jede Unterstützung von Paris und Warschau ausblieb, lebte man von dem heimlichen Verkauf von Schmuckgegenständen. Außerdem erwartete Maria Antonia ihre Niederkunft. Damals bahnte sich zuerst ein Einverständnis der Kurprinzessin mit Friedrich dem Großen an. Dieser hatte erkannt, daß in der Umgebung des Kurprinzen eine andre Luft wehte als am Hofe seines Vaters. Der „junge Hof“ — la jeune cour saxonne à Dresde — gewann für ihn an Interesse. Schon am 20. September 1758 schreibt er an seinen Stadtkommandanten von Dresden, den General Schmettau: vous ferez bien de prêter attention sur ce qui se dit des nouvelles à la jeune cour saxonne à Dresde. Mit Friedrichs Genehmigung, aber ohne seinen Auftrag, ging im Spätherbste 1758 der sächsische Oberjägermeister Graf Karl Ludwig von Wolffersdorf nach Warschau, um im Namen des jungen Hofes die Not des Landes dort eindringlich darzustellen und den König und Brühl um die Einleitung von Friedensverhandlungen zu bitten. Aber Brühl hatte dafür gesorgt, daß Wolffersdorf dem Könige als ein unnützer Querulant erschien. Der König antwortete auf seine Klage nichts als die Worte: „Einen Wolf brauche ich erst nach Weihnachten,“ und als der Oberjägermeister fortfuhr, „mit sensibilité und tristesse“ zu sprechen: „Wolffersdorf, ich brauche einen Bären,“ sodaß der brave Beamte schließlich ganz konsterniert in sein Zimmer zurückkehrte und es vor der Abreise nicht wieder verließ.

Da versuchte die Kurprinzessin seit Ende Januar 1759 selbst mit Friedrich dem Großen eine Verständigung anzubahnen. Sie teilte dem General Schmettau im Vertrauen mit, sie wünsche den König heimlich zu sprechen, um sich ihm zu eröffnen. Die Umstände lassen dies nicht zu, da Friedrich in Schlesien unabhkömmlich ist, aber er schreibt: Vous flattez et cajolez la jeune cour au possible — quoiqu'en prenant toujours vos sûretés à certains égards — pour l'entretenir dans de bons sentiments et pour nourrir surtout ceux de la Princesse electorale qu'elle vous a fait marquer à mon egard. Darauf-

hin schrieb Schmettau der Kurprinzessin, er werde in allen Dingen, wo es seine Pflicht zulasse, ihr seine ehrfurchtsvolle Verehrung bezeugen, und Maria Antonia teilte ihm mit, daß sie ihn am Abend im Schloß im Zimmer ihres bayrischen Arztes zu sprechen wünsche. Die denkwürdige Unterredung fand, wie es scheint, am 7. Februar statt, denn Schmettau berichtet darüber am 8. Februar. Maria Antonia gab dabei den aufrichtigen Wunsch zu erkennen, daß sich in Zukunft ein besseres Verhältnis zwischen Wettinern und Hohenzollern anbahnen möge; sie sei als Tochter Kaiser Karls des Siebenten keine gute Österreicherin und wünsche, daß die Österreicher nicht wieder nach Sachsen kämen. Am 18. Februar berichtet Schmettau weiter von der traurigen Lage des Hofes und seiner gereizten Stimmung gegen Brühl. Die Not zwingt zu der Bitte, daß die noch in Dresden vorhandenen Damen des alten Hofes nach Warschau oder Böhmen gebracht würden, damit man sie nicht zu erhalten brauche, ja man scheut sich sogar nicht, den preußischen König um ein Darlehn anzufragen für den Fall, daß man anfangs, à être dans un état à faire pitié. Der König hat in der Tat am 24. März 1759 dem General Schmettau 10000 Taler Gold anweisen lassen, die dieser durch den genannten bayrischen Arzt Wolter der Kurprinzessin schicken sollte; dabei bittet sie der König de vouloir croire que ce peu de chose je faisais pour elle, ne visait aucunement pour en tirer quelque avantage par là; que mes intentions pour cela se bornaient uniquement de lui en prouver que je n'étais point son ennemi personnel, ni de sa famille, malgré que je me voyais forcé, à mon regret, de faire la guerre contre la Saxe. Ob damals nur die Not diesen Schritt der Kurprinzessin veranlaßte, oder ob schon ein Gefinnungswandel Preußen gegenüber eingetreten war, muß zunächst dahingestellt bleiben, da Maria Antonia zugleich auch mit der Kaiserin Maria Theresia einen intimen Briefwechsel unterhielt, der vom Archivrat Woldemar Lippert im Auftrage der Sächsischen Historischen Kommission bald herausgegeben werden wird.

Das kurprinzliche Paar harnte mit seinen Kindern in Dresden aus, bis die von Friedrich selbst angeordnete, dann zu spät widerrufene Kapitulation am 4. September 1759 die Stadt den Österreichern überlieferte. Damals siedelte der junge Hof über Pirna nach Prag und von da im Januar 1760 nach München über. In Nymphenburg starb am 8. Januar 1761 der getreue Eckhard der Kurprinzessin, Graf Wackerbarth-Salmour. Es war ihm nicht vergönnt, in seinem geliebten Zabelitz die letzte Ruhestätte zu finden, ebenso wenig hat er den neuen Tag geschaut, der zwei Jahre später über das so sehr geprüfte Sachsen heraufstieg, aber er muß doch mit dem Grafen Einsiedel, dem Minister Friedrich Christians, dem Freiherrn von Frizsch auf Seerhausen, dem Oberjägermeister Grafen Wolffersdorf, dem Herrn von Hoffmann u. a. zu den Männern gerechnet werden, die bei der Geburt eines neuen, glücklichen Vaterlandes Patenstelle vertraten. Es ist zur Zeit nicht möglich, ein in allen Einzelheiten zutreffendes Bild des Grafen Wackerbarth-Salmour und seiner Tätigkeit zu entwerfen; dazu bedarf es der Hebung des massenhaften Stoffes, der zum Beispiel im Sächsischen Hauptstaatsarchiv in den zahlreichen Bänden seiner Korrespondenz vorhanden ist; noch weniger möglich ist es, jetzt schon die Fäden des Einverständnisses aufzudecken, die zwischen den Personen hin und her liefen, die mit Ingrim das unwürdige Regiment des Grafen Brühl verwinschten und es doch bei dem Charakter Augusts des Dritten nicht zu beseitigen vermochten. Aber die Empfindung möchte ich doch aussprechen, daß Zabelitz und der Wackerbarthsche Kreis schon vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges ein Sammelpunkt der edeln Frondeurs gewesen seien, die allein noch die Menschenrechte gegen den sächsischen Sejan — die Bezeichnung stammt von Eichel, dem trefflichen Sekretär Friedrichs des Zweiten — zu verteidigen wagten. Das wußte auch der trotz einzelner Versehen gut unterrichtete Ver-

fasser des 1760 und 1761 anonym erschienenen Buches „Leben und Charakter des Grafen von Brühl,“ der im zweiten Teile Seite 82 folgendes erzählt: „Vor allen Dingen aber war nötig, daß man die Hofmeister des Prinzen auf die Brühlsche Parthey ziehen mußte. Vielleicht waren einige darunter ganz gelehrig. Allein der Herr Graf von Wackerbarth-Sallmour hatte einen so unfähigen Kopf, daß ihm die Brühlsche weise Regierung und großen Verdienste auf keinerlei Art begreiflich gemacht werden konnten. Dieser allein hat dem Herrn Grafen von Brühl mehr Kummer und schlaflose Nächte verursacht, als eine zwanzigjährige Vorsorge vor die Wohlfahrt von ganz Sachsen.“ Die Lücke, die durch Wackerbarths Tod in den Kreis der höfischen Gesellschaft gerissen war, wurde noch nach Jahren empfunden: als es sich im Jahre 1764 darum handelte, einen neuen Gouverneur für den jungen Kurfürsten Friedrich August zu finden, suchte der Administrator den Grafen Casimir von Salmour in Turin für diesen wichtigen Posten zu gewinnen.

Im Herbst des Jahres 1762 kehrten Maria Antonia und ihr Gemahl unter dem Jubel des verarmten Volkes in das seit dem Bombardement vom Sommer 1760 teilweise noch in Schutt und Asche liegende Dresden zurück. Die erste erfolgreiche Anregung zum Friedensschluß ging von ihnen aus: am 29. November 1762 vereinbarte in ihrem Auftrage der Freiherr von Friesch in der „alten Schotterei“ in Meissen, dem Hauptquartier des Königs, mit diesem alles Nötige zur Eröffnung der Verhandlungen — am 15. Februar 1763 wurde der Hubertusburger Frieden unterzeichnet. Dasselbe Jahr führte auch Friedrich Christian und Maria Antonia auf den sächsischen Thron — aber schon am 17. Dezember 1763 war sie Witwe: die schwarzen Blattern hatten ihren edeln Gatten, der erst 41 Jahre alt war, ins frühe Grab dahingerafft. Doch die gute Ausfaat des Herbstes 1763 ging reichlich auf und trug schon unter der vormundschaftlichen Regierung Kavers gute Früchte. Die Haupt-sorge der verwitweten Kurfürstin war nun auf die beste Erziehung ihres Sohnes, des jungen Kurfürsten, gerichtet, bei der bisher teilweise durch Schuld des zum Gouverneur bestellten harten alten Barons von Wessenberg, teils durch die des Jesuitenpaters Herz schlimme Mißgriffe vorgekommen waren. Aber auch ein Abbé Victor aus Piemont, den man 1762 zum Erzieher des Kurprinzen bestellt hatte, mußte wegen einer skandalösen Lebensführung entlassen werden: er rächte sich, indem er überall in Dresden, ja sogar bei den fremden Höfen die Verdächtigung austreute, Maria Antonia wolle ihren Sohn insgeheim zum Protestantismus zurückführen. Daran war kein wahres Wort. Maria Antonia war eine gute Katholikin, aber sie war fern von jedem Fanatismus und jeder Bigotterie, vor allem war sie tief durchdrungen von dem Gefühl der Pflichten, die ein katholischer Fürst gegen ein fast ausschließlich protestantisches Land zu wahren hat. Ihre Briefe an den bayerischen Kurfürsten, ihren Bruder, an den spanischen Minister Marquis de Squillace u. a. zeigen die in strenger Pflichterfüllung gereifte Fürstin, die hoch über den Parteien allein das Wohl des Landes zur Richtschnur nimmt, das Verfahren Jakobs des Zweiten von England verabscheut und nicht nur einen Protestanten, den Hofrat von Burgsdorf, neben dem katholischen Kammerherrn von Stöcken zum Erzieher des Sohnes bestellt, sondern gelegentlich auch mit dem Superintendenten Oberkonsistorialrat am Ende über die Erziehung ihrer Kinder spricht. Auf Empfehlung des Freiherrn von Friesch wurde seit 1764 auch der ehemalige Bürgermeister von Leipzig, der Hofrat, spätere Konferenzminister Gutschmid, mit dem Unterrichte des Kurprinzen in den Rechts- und Staatswissenschaften betraut. Als Schülerin Friedrichs des Großen erscheint Maria Antonia besonders in den eigenhändigen Zusätzen zu der mit dem Prinzregenten Kaver vereinbarten Instruktion für die Erzieher Friedrich Augusts. In dieser Instruktion wird es für die Pflicht des jungen Kurfürsten erklärt à réunir con-

stamment la fidélité qu'il doit à la profession de foi, dont Il est interieurement convaincu, aux obligations, que par rapport à celle de ses sujets Lui imposent les constitutions fondamentales de l'Empire dont Il est membre et celles du Pays, dont il aura le Gouvernement. Dazu fügt Maria Antonia noch die Worte hinzu: Le vrais moi en d'y reussir sera de faire démêler, sentir et aimer à Son Eleve ce qui constitue veritablement l'essence de la Religion, en éloignant de Son esprit et de Son cœur tout ce qui peut tendre à la bigotterie et à l'intolérance.

Nachdem Friedrich August der Dritte 1768 selbst die Regierung angetreten hatte, war die politische Rolle seiner Mutter im wesentlichen zu Ende, wenngleich sie auch weiterhin bei wichtigen Verhandlungen zum Beispiel über die Krone Polen und über die bayrische Erbschaft eine gewisse und zwar nicht eben glückliche Tätigkeit entwickelte. Höhepunkte ihres spätern Lebens waren die beiden Besuche, die sie im Oktober 1769 und im September und Oktober 1770 Friedrich dem Großen in Sanssouci abstattete, mit dem sie seit der ersten persönlichen Begegnung (im März 1763 in Moritzburg) in fast ununterbrochnem Briefwechsel geblieben war. Friedrich der Große war damals schon ein einziger Mann, aber durch die Ankunft der hochgeehrten Fürstin am 20. Oktober 1769 lebte seine galante Ritterlichkeit wieder auf; der Hofbericht meldet: „Nach dem Souper zog der König weißglacirte Handschuhe an, führten Ihre K. Hoheit die Churfürstin in Dero Zimmer und retirierten sich alsdann sogleich in das Ihrige.“ Welch ein Bild auch, als am 24. Oktober Maria Antonia in ihren Zimmern vor dem König sang, und der König „auf der Flaute spielte.“ Im Theater zu Berlin wurde die Kurfürstin durch einen vom König selbst gedichteten Prolog begrüßt. Maria Antonia war von den Aufmerksamkeiten des ehemaligen Gegners tief gerührt: sie hatte ihm schon früher ihr Selbstporträt geschenkt; jetzt stiftete sie zum Andenken an ihren Besuch den schönen Ofenschirm, den man noch heute im Neuen Palais zu Potsdam im Schlafzimmer des Königs sehen kann. Auch ihr zweiter Besuch in Potsdam (26. September bis 5. Oktober 1770) brachte ihr wieder fêtes charmantes und instants précieux de la conversation sublime du plus grand des hommes und damit das erhebende Bewußtsein, mit dem alle fürstlichen Zeitgenossen überragenden Einsiedler von Sanssouci auf der Höhe der Menschheit gestanden zu haben — aber diese Lichtblicke mußten sie auch für einen durch Krankheit, heimtückische Verleumdung und harte Enttäuschungen aller Art verdüsterten Lebensabend trösten. Sie war eine tapfere Frau, die auch unter Schmerzen spaßen konnte. Als sie 1774 in München infolge eines Unfalls den Fuß so unglücklich gebrochen hatte, daß die Knochensplitter ins Fleisch drangen und außerdem Gift hinzutrat, schrieb sie dem Sohne: Je vous previens que votre vieille mere sera un peu boiteuse puisque ce pied restera un peu plus court que l'autre, aber das thut der Liebe nichts, je suis persuadé que vous m'aimerez tout autant clopinante que lorsque je dansais avec vous des contredanses.

Drei Schwächen machten der genialen Frau in den folgenden Jahren sehr zu schaffen: die Rastlosigkeit ihrer Natur, die sie antrieb, sich in Dinge einzumischen, die sie lieber nicht hätte anrühren sollen, ferner ihr unverwundlicher Glaube an die Güte der Menschennatur, der sie immer wieder dazu brachte, auch Unwürdigen Vertrauen zu schenken, und endlich eine gewisse Sorglosigkeit in ihren Ausgaben, die sie in Schulden verstrickte. Diese Sorglosigkeit kam manchem Talente, das sich emporzuringen strebte, und mancher guten Sache zugute. Maria Antonia hat den spätern Kapellmeister Raumann nach Dresden berufen und ihm die Mittel zu weiterer Ausbildung gegeben, auch zahlreiche andre junge Künstler und Musiker hat sie unterstützt, und noch 1775, als sie selbst schon in arger Geldnot war, begeisterte sie sich so sehr für den Plan

ihrer Schwagers, des Kurfürsten Clemens Wenzel von Trier, das herrlichste Vermächtnis der Römerzeit, die Porta Nigra, wieder frei zu machen und herzustellen, daß sie ihm zu diesem Zwecke tausend Taler schickte. Das Verhältnis zu ihrem peinlich gewissenhaften Sohne wurde durch die Schulden und durch die schlimmsten Verleumdungen eines italienischen Abenteurers (Agdollo), dem sie leider Vertrauen geschenkt hatte, zeitweise getrübt, doch überzeugte sich Friedrich August der Gerechte bald von der vollkommenen Schuldblosigkeit seiner Mutter. Mit ihm versöhnt starb sie am 23. April 1780 einen sanften Tod, und am 29. April wurde sie in der düstern Gruft der katholischen Hofkirche beigesetzt, eine Fürstin von bewegten äußern und noch bewegtern innern Schicksalen. Ihr Sohn Friedrich August bezeichnete noch in seinem Alter als das eine von den beiden schmerzlichsten Ereignissen, die ihn in seinem langen Leben betroffen hätten, den Tod der Mutter. Trotz der genannten Schwächen, die aber doch einer im Grunde edeln Anlage entspringen, strahlt ihr Bild unter den sächsischen Fürstinnen in ungetrübler Reinheit, besonders verehrungswürdig auch deshalb, weil sie die Stammutter des sächsischen Königshauses ist: ihre Urenkel sind König Albert und König Georg von Sachsen. Trotzdem kennt sie das Volk nicht mehr, und auch die gebildeten Sachsen kann man zählen, die von Maria Antonia einen auch nur oberflächlichen Begriff haben.

(Schluß folgt)



Alte Redensarten neu erklärt



inen Bock schießen. In England, Frankreich und Deutschland bezeichnet die volkstümliche Sprache etwas innerhalb seiner Gattung fehlerhaftes oder schlechtes mit einem Tiernamen, wie Tiernamen ähnlich ja auch als Schimpfwörter für Menschen gebraucht werden. Der Engländer nennt ein grobes Versehen a bull, der Franzose einen überspringenden Ton einer Trompete ebenso wie eine falsche Nachricht un canard. Ebenso redet der Deutsche von einer Ente, einem Budel, und ebenso nannten die deutschen Schützengilden des sechzehnten Jahrhunderts einen Fehlschuß, d. h. einen Fehler d. i. Nichttreffer beim Schießen, einen Bock. Fehler im Bau einer Mauer heißen in der Zimmerischen Chronik Wölfe, ein Fehler im Orgelbau heißt noch heute ein Orgelwolf. Hans Sachs erzählt von einem Buhler, den die junge Frau abbilden läßt:

Der zog darvon und ward verdroffen
Und hätt do einen Ruckel geschossen.

„Eine Berche schießen“ wird für ein sehr häufig vorkommendes Versehen gebraucht, dafür nämlich, daß jemand, weil er nicht auf den Weg sieht, stolpert und hinfällt. Dafür kann man auch kurz hören: hinterher, wie der Tiroler sich angewöhnt hat von einem Mißgriff kurz zu sagen: das ist gebockt.

Bock und Wolf waren von diesem allgemeinen Gebrauche her in der alt-deutschen Schneidersprache insbesondere auch Bezeichnungen eines schlechten Gewandstücks. Hans Sachs erzählt unter den Streichen Eulenspiegels auch den, daß Eulenspiegel eines Abends von einem Schneidermeister, bei dem er sich verdingt hat, einen Bauernrock hingeworfen bekommt mit den Worten: Tu den Wolf ausmachen! d. h. mache diesen groben Kittel fertig. Eulenspiegel versteht das natürlich nach seiner Art wörtlich, macht eine Wolfsfigur mit vier Beinen daraus, und der Meister muß ihm am nächsten Morgen, als er die Bescherung sieht, sagen:

Grenzboten II 1903

95